

Der Sinn der Waffenbrüderlichkeit.

Aus Ofen-Pester und Wiener Pfingsttagen. — Von Dr. Richard Bahr.

2.

Die Ungarn behaupten, daß sie von uns verkannt würden und haben in den Pfingsttagen um die reichsdeutsche Seele zu werben gesucht. Sie erklären — und darin werden sie im allgemeinen recht haben — daß unsere Vorstellung von ihrem Lande sich in ein paar Schlagworten erschöpft: Puzta, Zigeunermusik, wenn's hoch kommt: die Erinnerungen an einst genossene Ofen-Pester nächtliche Vergnülichkeiten, die, nebenbei, unter der Wucht des zweijährigen Krieges mittlerweile stark abbläßen. Und ferner versichern sie, man hätte sie bislang bei uns zu sehr durch die Wiener Brille oder, wie Franz Herzog das in der soeben begründeten „Ungarischen Zukunft“ ausdrückt, durch die von „deutsch-ungarischen Kirchturnspolitikern“ gesehen. Selber sollten wir kommen und selbst urteilen. Das war der ernste Grundton, von dem ich in meinem früheren Aufsatz sagte, daß er durch alle Reden und Gespräche klang. Der ernste und mitunter nicht mehr ganz waffenbrüderliche Grundton. Denn durch ihn schrillte leise zumeist, aber mitunter doch auch ganz unverdeckt der Gegensatz zu Oesterreich und zum österreichischen Deutschtum. Der Gegensatz ist am letzten Ende so alt wie die Verknüpfung Ungarns mit dem Habsburger Reich. Er bedeutet nicht — und soll auch gar nicht bedeuten —, daß man in Ungarn an die Lösung des bald halbttausendjährigen Bandes denkt. Dazu sind die Ungarn viel zu kluge, auch in auswärtigen Geschäften viel zu erfahrene Politiker. Sie wissen nur zu gut — und wenn sie's nicht wußten, hätten sie's in diesen zwei Jahren genugsam erkennen müssen —, daß das Leben der Kleinstaaten in unseren Zeitläuften ein Dornenweg ist, und sie möchten Großstaat bleiben und Großmachtpolitik treiben können. Zudem ist die Stellung der Monarchie in dem Lande, die Anhänglichkeit an die Dynastie so lebhaft wie nur je zuvor. Aber die Ungarn fürchten eine Benachteiligung ihrer wirtschaftlichen Interessen durch die andere Reichshälfte, von der sie meinen, daß sie sie auf dem Standort des Agrarstaates festhalten wolle, und zum andern haben sie das Bedürfnis, alte Rechnungen, die im Grunde längst beglichen sind, nachmals durchzublätern. Zweimal im Laufe der letzten 150 Jahre sind die Ungarn von Oesterreich, vom deutschen Oesterreich, hart angefaßt worden. Josef II., der Reformkaiser, hatte auch in das Land jenseits der Leitha einen frischen Lustzug hineingeleitet. Er hatte die Leibeigenschaft aufgehoben, ein Toleranzedikt erlassen, den Zunftzwang beschränkt und die Vorrechte des Adels beseitigt. Aber als er die Komitatseinteilung vernichten und die deutsche Geschäftssprache den Madjaren aufzwingen wollte, war er gescheitert. Und sein Nachfolger hatte, um das Land zu beruhigen, eilends alles zurücknehmen müssen, das Nützliche und Heilsame mit dem Unnützen. Dann hatte noch einmal, nach der Revolution von 1848, Alexander Bach, von Felix Schwarzenberg angeregt und getrieben, den Versuch gemacht, die nationale Adelsverwaltung durch ein System der Zentralisation und Germanisation abzulösen. Auch hier war im einzelnen dem Lande manches Gute gebracht worden. Den früheren Hinterlassen war ihr Recht geworden gegenüber den Grundherren; die ganze Verwaltung war ohne Frage moderner, korrekter, unparteiischer geworden. Aber das Verfahren war unpsychologisch gewesen; man zog die Zügel zu straff an und verletzte das Volksgefühl auch dort, wo man es hätte schonen sollen, Ströme von Bürgerblut wurden vergossen, und die landfremden Beamten, denen das Werk der Germanisation überlassen ward, die sogenannten „Bachhusaren“, waren in der Mehrzahl nicht einmal Deutsche, sondern derb zugreifende Tschechen, die alle

Nationen in gleicher Weise vor den Kopf stießen und in ihrem unitarischen Eifer selbst vor den Treuesten der Treuen, den Siebenbürger Sachsen, nicht haltmachten. Indes auch Alexander Bach scheiterte wie 70 Jahre zuvor Kaiser Josef gescheitert war. Und am Ende der unglücklichen — auch gescheiterten — Epoche, die die Sonderstellung Oesterreichs unglücklichen — Epoche, die die Sonderstellung Ungarns ein für allemal hatte zertrümmern sollen, stand der Ausgleich von 1867, der den Madjaren statt der Autonomie, die sie ursprünglich nur angestrebt hatten, die weitestgehenden Wünsche sind dann auch noch mitten im Kriege still erfüllt worden; von anderen haben gerade unter den Erfahrungen und Lehren des Krieges die einsichtigen Kreise Ungarns ebenso schweigend Abschied genommen. Unter diesen Umständen hatte es eigentlich nicht viel Sinn, uns verhasste Wundenmale zu zeigen. Wenn es aus Aufrechnen ginge, könnten am Ende auch die Oesterreicher alte Rechnungen präsentieren und vielleicht möchte es dann geschehen, daß die ihrigen erheblich jüngeren Datums wären. Madjaren und Deutschösterreicher haben in diesem Kriege sich gleich tapfer, mit der nämlichen Todesverachtung gegenseitig geschlagen. Wenn das alte Reich, dessen unrettbarer Zerfall ehedem Neidern und Feinden als nahe bevorstehende, eifrig bebrütete Tatsache galt, sich während des Belagerens wie ein Phönix aus der Asche erhob, ist das im wesentlichen ihrer beider Verdienst. Auf diesem Boden, sollte man meinen, müßte doch ein dauernder, ein wirklich unbefristeter Ausgleich auch der Seelen möglich sein. Wie der etwa auszu sehen hätte, hat Josef Szterenyi vor ein paar Wochen in Salzburg gezeigt, indem er den Deutschen in Oesterreich, den Madjaren in Ungarn die Rolle des Staatsvolkes zumies. Beide haben das gleiche Interesse, daß die bestehenden Dämme nicht eingerissen werden und die slawischen Wogen nicht zischend und brodelnd zusammenströmen.

Man ist bei uns, bei der grotesken Unkenntnis österreichischer Dinge, die auch der Krieg kaum wesentlich gemindert hat, unseren österreichischen Volksgenossen nie ganz gerecht geworden. Die letzten seit dem Ausgang der 70er Jahre im Schatten. In der Hofburg vergaß man es ihnen nicht, daß sie 1878 der Okkupation von Bosnien und der Herzogowina sich mit allen parlamentarischen Machtmitteln entgegengestellt hatten, und auf ihren Fehlern stieg Ungarn empor. Seitdem galt es in Wien den einander ablösenden Ministerien, mit wenigen Ausnahmen, als vornehmste Pflicht, den Deutschen zu misstrauen, und, um sie in Schach zu halten, sich auf die Slawen zu stützen. Denen aber war der österreichische Staat — wenigstens vor dem Krieg — im wesentlichen ein Ausbeutungsobjekt. Ihre nationalen Träume ließen sich nur verwirklichen, indem sie möglichst große Stücke der Staatshoheit an sich rissen, und das haben sie denn auch ohne Scheu und Sentimentalität besorgt. So bildeten Tschechen und Südslawen, die einen mehr, die anderen weniger, pyramidenförmig aufsteigende nationale Organisationen aus, die ihre Ausläufer in die Ministerien und die Regierung des Staates entsandten, gegen den sie im Grunde gerichtet waren. Die Deutschen gegen konnten dies Verfahren schon um deswillen nicht mitmachen, weil sie mit dem österreichischen Staat, dessen stolze Geschichte zugleich doch auch ihre eigene Geschichte war, sich identifizierten. Und schon darum, aus diesem sittlichen Gefühl heraus, das sie zwang, zu jeder Frist ihre staatliche Pflicht zu erfüllen, mußten sie in der parlamentarischen Arena am Franzensring und im weiteren Verlauf beim

politischen Wettbewerb der Nationen die Schwächeren bleiben. Dazu kam dann noch ein anderes. Nur junge Völker können sich die unbedingte Geschlossenheit ihres politischen Denkens und ihrer Ziele bewahren. Ältere, reicher gegliederte, werden immer unter der Vielheit ihrer Interessen leiden; auch die höhere Bildung, die Individualismus und Individualitäten erzeugt, gereicht ihnen zur Zerklüftung. In Oesterreich liegen die Dinge nun zudem noch so, daß die Deutschen in den verschiedenen Umwelt gegen Kronländern sich einer ganz verschiedenen Umwelt gegenübersehen. In Nordtirol, Salzburg, ganz Oberösterreich, Nordsteiermark, zum Teil auch in Niederösterreich wußte man und weiß man bis auf den heutigen Tag nicht viel von nationalen Kämpfen. Das ist, um ein Wort des Dr. Georg Heim zu variieren, eine Art Bayern, nur mit einem schwarzen Bandl, statt eines blauweißen darum. Dem gewöhnlichen Mann, und doch wohl auch dem ganzen Mittelstand, kommt es gar nicht in den Sinn, daß seine deutsche Sprache, seine deutsche Sitte und sein deutsches Gebet je bedroht werden könnten. Und so bringt er aus ganz natürlichen Gründen kein richtiges Verständnis auf für den harten Kampf, den die Subetendeutschen seit rund fünfzig oder sechzig Jahren Tag für Tag um ihre nationale Existenz oder Seelen haben, und der auch ihre Seelen hat hart und, wie manche behaupten, einseitig werden lassen. Das hat neue Trennungstribe zwischen die deutschen Stämme Oesterreichs gelegt, hat zuweilen auch ihnen die Fähigkeit, sich straff auf ein Ziel zu konzentrieren, gelähmt. Aber der Hang zur Parteilichkeit entspricht wohl einem allgemeinen Habitus der Deutschen, und wir sollten am Bruder nicht tadeln, wessen wir selber uns täglich und stündlich schuldig machen. Gewiß, süddeutsche Art hat bei der Abgeschlossenheit, die in manchem Belang doch bis in die Zeiten der Ferdinande und Rudolfs II. zurückreicht, in Oesterreich noch ihre besondere Ausprägung erfahren. Man ist beweglicheren Sinnes als bei uns und empfänglicher für jeden Eindruck. Man jauchzt leichter und ist ebenso leicht zu Tode betrübt. Man hat auch — nicht zuletzt angesichts dieser furchtbaren Teilnahmslosigkeit der Reichsdeutschen — eine ausgeprochene Neigung zum Pessimismus, verlor vielfach sogar das rechte Selbstvertrauen, und manche ansehnliche Begabung erschöpft sich in Kritiksucht und selbstironischen Zweifeln, statt handanlegend zu positiven Werken auszusprechen. Aber daneben gibt es doch auch viel leuchtenden Optimismus, der hofft und arbeitet und arbeitet und hofft, und wer einmal draußen in seiner Harmoniegasse dem Meister der österreichischen Geschichtsforschung, Heinrich Friedjung, gegenüber gesessen hat, in dem sich — die Wohnstätte wird hier fast zum Dmen — auf eine so wundervoll harmonische Weise ein starkes deutsches Stammesgefühl und ebenso kernhafte österreichische Staatsgesinnung ineinander schlingen, der ist immer wieder mit einem Herzen voll Zuversicht von hinnen gegangen. Wir haben allen Grund, das Wort stammt von einem geborenen Reichsdeutschen, der als Professor an einer österreichischen Universität zum begeisterten Vorkämpfer des dortigen Deutschtums geworden ist, uns vor dem „reichsdeutschen Größenwahn“ zu hüten, der mit dem Fuchsenlied „Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren“ auf den Lippen durch die Welt geht und sich einbildet, hinter Kuffstein und Teischen und nordwärts von Polangen und Bajohren wohnt Deutsche zweiter Ordnung. Die Deutschen Oesterreichs sind uns gleichwertig. Und noch eines: Wien mit seiner lässigen Grazie ist nicht Deutschösterreich. Ist ebensowenig Deutschösterreich, wie Puzta und Zigeunermusik Ungarn sind. ...